

Eine kurze Epistel über den fränkischen Geist

Von Dr. Michel Holmann

Lieber Freund Mein!

Warum sollte ich Dir böse sein, wenn Du aus Deinem althayerischen Herem
keine Mühegecke machst und Deinen Unglauben so tapfer bekennst! Ich führe
es auch gar nicht auf uralte Stammes-Ressentiments aus der Zeit Tassilos III.
zurück, daß Du die geschichtliche Einheit des Frankenstammes von Flandern bis
ins Fichtelgebirg, von Dänkischen am Ardenkanal bis Hohenberg an der Egge
bestreitest, weil Dir davon in bayerischen Schulen nichts erzählt worden
ist. Du selbst allerdings nicht wie wir in Bamberg's Altem Gymnasium im
Falle des unvergesslichen „Lohatsch-Schmann“, des königlich-bayerischen
Gymnasialprofessors Dr. Johann Schmann, der — selber ein Sohn der Oberpfalz —
im Sitzen des italischen Frankenlandes diese Zusammenhänge im
Bewußtsein rief, nicht selbst durch sein Buch über „Geschichte und Herkunft
der alten Franken“ (Bamberg 1912). Aber gerade dieser Buchtitel leitete wieder
ein bescheidenes Wasserlein auf Deine Mühle und bietet Dir ein neues Pasta-
mentlein für Deine Skepsis. Denn Du meinst, Schmann habe wohlweislich und
absichtsvoll von den alten Franken geschrieben, und wir neuen Franken im
Main und Regnitz seien damit noch lange nicht identisch, sondern vielmehr
nur ganz beifällig „gleichgeschaltet“ von den prominenten Urfranken des
4. Jahrhunderts, etwa von Bando und Arhogast, siehe dich kein roter (oder
rotweißschwarzer) Faden zu den großen Franken von heute, etwa zum
Hochstammlichen Alemannen und zum Ostfranken Hauff.

Aber gerade diese beiden Männer sind Prototypen, sind evidente Beweise
für die Kontinuität der fränkischen Geistes- und Seelenart durch anderthalb
Jahrtausende. Vergleiche nur einmal das besonders „innere“ Profil des feh-
lerlichen Stammesmenschen mit jenem von ausgeprägten Vertretern der deut-
schen Bruderstämme! Was läßt Dir und Deinem althayerischen Stammesge-
nossen an uns Franken auf? Zunächst vielleicht — paradox! — unsere „Unab-
hängigkeit“; wir haben — das zeigen unsere Sprache und unsere Lieder —
unabhängigere Konturen als die Althayern, die Schwaben und die meisten Nord-
deutschen, wir sind vorwiegend „ausgesprochen“, und dazu unübersetzbaren,
weil wir im Raum unserer Bewußtheit oft nicht mitteilbar-mäßig zu reagieren
scheinen. Das hat uns ja vor allem bei such Althayern eine schlechte Note
eingetragen: Ihr haltet uns für falsch, Ihr könnt auch dabei sogar auf ein
fränkisches Selbstzeugnis aus dem 16. Jahrhundert berufen: der Begleittext
zur ältesten Landkarte Frankens (Sebastian v. Rosenhan) sagt vom Franken-
völk, es sei „follus et stultus“, also „verwöhnt und scharfbirzig“.

Fast in jedem Konversations-Lexikon wird unsere Stammes-Eigenschaft auf
den etwas gewaltsam vereinfachten Nenner gebracht: „Vorwiegend der Ver-

stärkerkräfte... Aufgeschlossenheit und geistige Beweglichkeit...“ oder dergleichen. Hier ist nun wirklich Wirftiges und Wesentliches gesagt. Und es lohnt sich, einmal Nutzen und Nachteil dieser Begehung anhand ihrer Folgen zu überdenken. Nur diese Güte hat die alten Franken dazu bewilligt, den Nachlaß der Spätantike mit fester und konsequenter Hand zu übernehmen, unablässig zu verwalten und an das durch ihre Macht und ihren Geist geordnete Abendland zu vermitteln: antikes Staatsdenken, die Kirche-Miss, das Christentum in seiner westlichen Prägung, das antike Bildungsgut. So ließ auf der frühdeutschen Gelehrtheit ein Gottfried der Weltgeschichte. Dieser heimatliche Lernrifer, diese Freude an der meist sehr gründlichen Übersetzung und „Einsvernehmung“ von Fremdsprachen hatte aber auch zur Folge, daß sich die geistige und weltliche Stammes-Physiognomie nicht mit jener eindeutigen Bestimmtheit und Schärfe ausformieren konnte wie etwa jene der Athener oder der Schwaben oder der Westfalen. Also führte die Gelehrtheit nicht nur zur Gelehrsamkeit sondern oft auch bis zur Prodigalität oder doch zur Verwischung des Eigenen, zum negativen Selbst-Verlust, für den — eine geradezu groteske Erscheinung! — der Mangel eines stammlichen Zusammengehörigkeits-Bewußtseins das vorliegende Symptom ist.

Einigkeit und Nüchternheit verwiesen den Frankentamm nun mit je auf das praktische Wirken; das Bedürfnis nach Gemeinschaft und Geschicklichkeit bewohnte ihn vor einseitiger Selbsterverpönntheit und phantastisch-verstiegener Spekulation. Der Franke ist bei aller Klugheit kein abstrakter Philosoph, bei aller Frömmigkeit kein eigentlicher Theolog; er ist vorweg Pädagog, Philolog, Jurist, lebensnaher Praktiker, lebenswüßiger Vermittler, Interprest, im Wissensgrund also weniger ein platonischer als ein aristophanischer Typ. Die 24000 moralisch-lehrhaften Verse im „Renner“ des Hugo von Trünberg, die unzählbaren Schriftensollen der frühdeutschen Humanisten, die vom Inhalt seiner ungestülpten Zettelfolien überwachten Romane Jean Paul Richters, die einem chaotisch-konkreten Himmel von Sternen verstricktester Leuchtkraft gleichenden Gedichte und Lebensprüche Friedrich Rückerts, das sind untrügliche Spiegel frühdeutscher Geistes- und Seelenhaltung, Marksteine am geschichtlichen Weg des Geistes durch Franken.

Selbstverständlich ist durch Nennung dieser paar Namen aus dem Bereich des Schrifttums das Gesamtbild nur sehr einseitig skizziert. Es gibt auch den stammes-typischen Erscheinungen auf allen Lebensgebieten — nicht nur im Staats- und Wirtschaftlichen, in der bildenden Kunst, in der Musik — nachzugehen und sie in das Gesamtbild einzuschleusen. Aber auch dieses Bedürfnis drückt an der drüßigsten Fülle, Menge und Fertigkeit der Gestalten zu scheitern, selbst wenn sich der Versuch einer Übersicht nur auf das Frankenland und Frankentum um Mainz und Regnitz, aber auf „Klein-Franken“ beschränkt und die größeren Stammesgebiete innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen unberücksichtigt läßt.

Lieber Herrnd Alois, verzeihe mir! Ich habe mich zwar nicht in die Hitze geredet, aber manchmal in die Weite (und das ist wieder recht fehrlich!). Dafur sind Briefe freilich nicht der rechte Tauschplatz. Aber wenn Du Lust hast, dann komm zum groben Frankentag am 9. Juli nach Wtirzburg zu meinem Vortrag fiber Irilinkische Geistesgeschichte!

Mit den herzlichsten Gruben!

Dein Michael Hofmann

Heimatsforschung

Von Dr. Peter Schneider

Wer ein Kolloq. fiber „Methoden der deutschen und der Irilinkischen Heimatsforschung“ anbietet, von dem darf man erwarten, dab er bei Gelegenheit auch auferhalb des Kolloq. fiber sein Unterfangen sich laubert, vor allem im Rahmen einer Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze. Denn man könnte immerhin den Versuch wachen, hier werde eine neue Aufspaltung bestimmter Zweige der Wissenschaft vorgenommen, oder gar, es werde ein wissenschaftlicher Kult mit einem sentimentalen Begriff getrieben, ein Kult, der jedenfalls nichts mit dem Beispiel einer Hochschule zu tun haben sollte.

Dieser Begriff wäre natürlich „Die Heimat“, und darum stehe an der Spitze meiner kurzen Aufzählungen die Feststellung, dab die Heimatsforschung, wissenschaftlich betrachtet, an sich noch nichts mit „Heimatspflege“ und nichts mit einer stitlichen oder staatspolitischen Auswertung des Heimatgedankens zu tun hat. Die Heimatsforschung sieht die Begriffe „Heim“ und „Heimat“ rein sachlich, etwa so wie sie in Tacitus' „Reichsroman“ oder in got. heims verstehen. Natürlich kann die spätere euphemistische Auswertung des „heime, werei, werei heime“ selbst Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtung sein, im übrigen muß man, wenn man die Berechtigung der Heimatsforschung anerkennt, dies zugestehen, dab der Begriff Heimat „lebzeiten“ oder „wirzeiten“ ist. Inwiefern ist die Heimat etwas anderes als der Begriff „Geographische Einheit“, der das wohl am nächsten steht, Heimatsforscher bin ich nur in meiner Heimat; geographische Einheiten kann ich betrachten oder erleben auch auferhalb meines Geburtsortes oder meines ständigen Aufenthaltes. Dab bei diesem Tatbestand eine gewisse, manchmal unwissenschaftliche Wärme herrscht, muß als Phänomen in Kauf genommen werden. Übrigens: Welche Wissenschaft kann denn überhaupt ohne Wärme, ohne Begeisterung für sie betrieben werden?

Da wir aus dem Begriff der Geographie, der Erdkunde herbei haben, wird sich nach einem Wesentlichen ergeben. Es liegt nahe, die „Heimat“ als einen Teil der Erdoberfläche zu betrachten — was sie ja auch ist — und damit die Heimatsforschung als einen Zweig der wissenschaftlichen Erdkunde. Sicherlich